

Zwölf Blaubeeren, Zopf, Zopf, Zopf, doppelter Rhombus

Von Sabine Reber

- Wie vor hundert Jahren stricken alte Frauen auf abgelegenen Höfen die berühmten irischen Aranpullover

Nach Ardara, einem kleinen Dorf im Nordwesten Irlands, führt eine schlechte Strasse durch Felder voller Binsen und öde Torffelder. Keine Seele weit und breit, nur hier und da rennen struppige, rötmarkierte Schafe zur Seite. Zwischen kargen Hügeln öffnet sich plötzlich der Blick auf die Loughros-More-Bucht und den Atlantik.

In dieser einsamen Landschaft hat sich die Strickereiindustrie Irlands niedergelassen. Die Aranpullover entstehen hier wie eh und je: In ganz Donegal sind Tausende von Frauen Tag für Tag am Stricken, die meisten, um ihre Minimal- oder Witwenrente aufzubessern. Allein für die Pulloverfabrik John Molloy in Ardara arbeiten neunhundert Frauen. Jede Woche fährt Kathleen Molloy von Hof zu Hof und sammelt die fertigen Teile ein, gibt den Strickerinnen je nach Grösse der Pullover zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund, also rund fünfzig Franken, und bringt ihnen neue Wolle für das nächste Stück. Jede der Strickerinnen schafft im Durchschnitt zehn Pullover pro Jahr. Achtzig Prozent davon werden von Touristen gekauft, der Rest von irischen

Kunden. Nur die Einheimischen kaufen keine Pullover, denn, so der Geschäftsführer Michael Molloy: «In jeder Familie gibt es eine Tante oder eine Grossmutter, die für ihre Verwandten strickt.»

Chef der neunhundert Molloy-Strickerinnen ist Francis Campeltown, der selber nicht stricken kann und es auch nicht versuchen will: «Ich habe Besseres zu tun. Es reicht, wenn ich alle Fehler sehe.» Er ist überzeugt davon, jede seiner Strickerinnen an ihrem individuellen Muster zu erkennen, auch wisse er bei einem fehlerhaften Stück, wem er es zurückgeben müsse: «Die alten Strickerinnen haben ihre eigenen Varianten der Muster über die Jahrzehnte entwickelt. Es gibt über hundert verschiedene Grundmuster. Jede Strickerin kombiniert sie auf ihre eigene Art, so dass unendlich viele Muster entstehen.» Dass die Frauen auf das Label der fertigen Stücke ihren Namen setzen, relativiert Campeltown's Spürsinn. Doch davon mag er nichts hören: Die 72jährige Mary Mooney zum Beispiel stricke immer dieselben Blaubeeren und Zöpfe und in der Mitte einen doppelten Rhombus, seit 35 Jahren schon.

Mary Mooney wirft keinen Blick auf ihr Werk. Sie schaut fern, und

ihre Hände arbeiten scheinbar selbstständig. Zwölf Blaubeeren, Zopf, Zopf, Zopf, doppelter Rhombus. Über ihr hängen ein Bild von Jesus und ein Kreuz, auf jedem Fenstersims steht ein Stoffblumen-Arrangement. Aus der Küche riecht es nach Torf und gebratenem Speck.

Kratzwolle will niemand mehr

Mary hat als Kind von ihrer Mutter stricken gelernt, zuerst Socken und Handschuhe, dann Pullover. «Damals haben wir die Wolle unserer Schafe noch selber gesponnen und gefärbt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man die fertigen Knäuel im Laden kaufen.» Heute wird das Material mit langhaariger, weicher Wolle aus Australien und Neuseeland gemischt, denn das Fell der irischen Schafe ist relativ kurz, und ihre Wolle ist rau und juckt auf der Haut. «Früher war das den Leuten egal, aber im Zeitalter der flauschigen synthetischen Faserpelze will niemand mehr kratzige Pullover tragen.»

Mary ist die einzige in ihrer Familie, die noch strickt. Ihre sieben Geschwister leben in Amerika, und ihre fünf Kinder haben «zum Glück bes-

sere Arbeit». Ihre zwölf Enkelkinder besuchen das College und machen Berufslernen. Mary besorgt ihren Haushalt, ansonsten strickt und strickt sie. Wenn sie manchmal sagt, dass sie einmal damit aufhören und sich pensionieren lassen wolle, lachen ihre Bekannten, denn sie wissen von ihr: «Ich kann gar nicht sein, ohne zu stricken, das entspannt mich, und es ist mein liebtes Hobby.»

Als Zeitvertreib wird ihre Arbeit denn auch definiert. Laut Michael Molloy, dem Geschäftsführer der Firma, gilt das Stricken höchstens als Teilzeiteinkommen, und auch das nicht offiziell. Die Frauen würden die Einnahmen nicht versteuern, und deshalb spricht Michael Molloy von einem «Hobby» oder von «Beschäftigungstherapie».

Dreimal pro Woche geht Mary nachmittags zum Bingo. Ob sie Glücksmuster strickt? «Daran glauben nur die Touristen aus Amerika!» sagt sie. Im Prospekt von John Molloy sind einige der Muster erklärt. Der Rhombus zum Beispiel soll Erfolg und Reichtum bringen. Das Zickzackmuster symbolisiere das Auf und Ab des Ehelebens, und das Bienenwabemuster soll den Fischern einen reichen Fang bescheren.

Kathleen McHugh strickt seit achtzig Jahren. Seit ihr Mann vor 19 Jahren gestorben ist, lebt sie bei der Familie ihrer Tochter. Von hier aus hätte sie die schönste Aussicht auf die Bucht von Donegal; gegen vier taucht die untergehende Wintersonne den Atlantik in orangefarbenes Licht. Doch die Vorhänge sind zu, den Sonnenuntergang hat die 86jährige Kathleen schon oft genug gesehen, und ihre Augen sind müde. Sie hat Arthritis in den Beinen und kann sich kaum noch erheben. Das Haus verlässt sie nur am Sonntag, um zur Messe zu gehen. Wenn sie aufsteht, verstaut sie ihre Strickelei im geblümten Stoffsack, der an ihr Gehgestell genäht ist. Doch die Hände sind noch beweglich, und die dicke Brille mit den beschlagenen Gläsern braucht sie nur zum Fernsehen. Stricken kann sie blind. Sie hat alle Muster im Kopf und weiss auch, ohne hinzusehen, wie viele Maschen sie für welche Grösse aufnehmen und wann sie für die Ärmel und für den Halsabschnitt wie viele Maschen wieder abnehmen muss. Mustervorlagen kann sie nicht lesen. Sie kann aber von anderen Pullovern Muster abschauen, und manchmal fügt sie – gegen die Langeweile – ihrem Repertoire noch ein neues hinzu.

Ihre Mutter hat nur Zöpfe und Seilmuster gestrickt, weil sie den Fischer-

familien Glück bringen. «Jede Familie hatte ihr eigenes Muster, damit sie ihre Männer erkennen konnte, wenn sie ertrunken waren», erzählt Kathleen. «Andere Familien bevorzugten das Blaubeeren- oder das Ährenmuster, das eine gute Ernte versprach. Erst nach dem Krieg begannen die Frauen, verschiedene Muster in einem Pullover zu kombinieren.»

Die letzten grossen Stücke

Seit ihrer Kindheit strickt Kathleen jede Woche einen grossen Aranpullover. Nur während des Krieges, als sie in einer englischen Fabrik arbeitete, lagen die Nadeln mitunter still. Ungefähr 3500 Pullover hat sie in ihrem Leben geschafft.

Auch die vierundsiebzigjährige Josy McMullen strickt, seit sie sich erinnern kann. Tag für Tag sitzt sie in ihrer russigen Küche und arbeitet an einem Pullover nach dem anderen. Auf dem Torffeuer zischt Teewasser. Unterwäsche hängt zum Trocknen an einer Schnur, darüber die Wollsocken ihrer beiden unverheirateten Söhne. An einer zweiten Schnur zieht sie die über fünfzig Weihnachtskarten auf, die ihr von entfernten Verwandten aus der ganzen Welt zugeschickt worden sind. Die Karten hängen, bis die ersten Osterkarten eintreffen.

Josy hat ein Geschirrtuch auf ihrem Schoss ausgebreitet, während sie die Nadeln klappern lässt. Ab und zu steht sie auf, legt Torf aufs Feuer, putzt die russigen Hände am Geschirrtuch ab, strickt weiter.

Die Pullover werden wohl nach Torf riechen, nach Kartoffelsuppe, gebratener Blutwurst und etwas klebrig sein vom Karottenkuchen, den Josy eben für ihre Enkelin aufgeschnitten

Damit sie ihre ertrunkenen Männer erkennen konnte, hatte früher jede Familie ihr eigenes Strickmuster.

hat. Im Laden sind später die Gerüche aus den Küchen der Strickerinnen verschwunden. Die Pullover wurden in der Fabrik zusammengenäht und ausgelüftet, gebügelt und gelagert. Am Ende riechen alle nur noch nach Wolle.

Josy hält immer wieder inne, reibt sich die Hände und die Augen. Seit Jahren verarbeitet sie nur noch weisse Wolle, weil sie den Grauen Star hat und in den dunkleren Farben die Muster nicht mehr sehen kann. Einen Pullover im Monat schafft sie noch: «Das ist ein wichtiger Zuspuf an meine Stromrechnung. Ich kann es mir gar nicht leisten aufzuhören.» Auch das Gewicht der Strickarbeit macht ihr Mühe: «Früher, als engliegende Kleider Mode waren, mussten wir uns zwar millimetergenau an die Muster halten, aber es war nicht soviel Material zu verarbeiten. Doch bei diesen weiten Schlapperpullovern, die jetzt in Mode sind, haben die einzelnen Teile ein solches Gewicht, dass meine Ellbogen sie kaum mehr hochheben mögen.»

Bald wird sie nur noch schmale, weisse Halstücher stricken, mit einer Reihe einfacher Rhomben in der Mitte. Natürlich werde das langweiliger, sagt sie, faltet das Rückenteil eines Herrenpullovers zusammen und streicht über die Muster. Als ihre Enkelin noch klein war, wollte sie unbedingt, dass die Grossmutter ihr das Stricken beibringt. Seit sie zur Schule geht, findet sie es «doof».

• Sabine Reber ist Journalistin und Autorin des Buches «Die Schwester des Schattenkönigs». Sie lebt im irischen Donegal

• VERPACKUNG

Abgang eines Seebären



Traueranzeige aus dem Tiefkühlregal: Captain Iglo ist tot. Lange Jahre hat der wackere alte Seebär mit seinem Fischkutter die sieben Weltmeere durchkreuzt, unentwegt auf der Suche nach einem fetten Fang stäbchenfähiger Fische. Sein vertrautes Gesicht, von Wind und Wetter gegerbt, lächelte uns verschmitzt von den hochseeblaue Packungen entgegen. «Ahoi, Landratten!» schien er uns zuzurufen, die kräftige Stimme daran gewöhnt, das Singen des Windes in der Takelage und das Schäumen der Gischt zu übertönen.

Seit kurzem nun ruht Captain Iglo auf dem Meeresgrund. Er wurde von seiner Herstellerfirma Pierrot-Lusso auf offener See hinterücks über die Reling gestossen. Wozu? Um ihn durch einen jüngeren Captain Iglo zu ersetzen! Kein rituelles Begräbnis auf See, kein

ordentlicher Zapfenstreich ehrte den stets munteren Seemann, der hin und wieder höchstpersönlich eine Ladung seiner saftigen und extraknusprigen Seelachs-Fischsticks an eine Horde jugendlicher Leichtmatrosen verführte, wie noch vor einiger Zeit in einem Werbespot zu sehen war. Der Generationenwechsel wurde heimlich und unerwartet vollzogen. Nur das Meer war stummer Zeuge.

Der rauhe, nordisch-hanseatische Typ «Fischkopf» musste dem mediterran-ölgigen Charme seines Nachfolgers weichen; die listigen, eisblauen Auglein und der schneeweisse Bart sind verschwunden, statt dessen grinst ein selbstbewusster Schmachtfetzen mit dunklem Dreitagebart von der Fischstäbchenpackung. Auch bei der Kleidung hat eine Art Schmuddel-Chic – offene Hemdbrust mit hochgestelltem Kragen unter goldbe-

tesster Uniformjacke, dazu vier Streifen am Ärmel – das Understatement des Rollkragenwollpullover-Looks ersetzt.

Nicht nur die Figuren unterscheiden sich so stark voneinander wie eine Meerjungfrau vom Klabautermann. Wir müssen davon ausgehen, dass sich auch das Fischereihandwerk verändert hat: kaum vorstellbar, dass der neue Captain Iglo seine Netze noch von Hand auswerfen lässt oder sich auf der Suche nach ergiebigen Fanggründen nur auf seine Nase verlassen kann. Ab sofort wird mit Radar, Echolot und computergesteuertem Netzauswurf gearbeitet! Das Zeitalter der High-Tech-Fischerei ist angebrochen. Im Marketing wurde ein Paradigmenwechsel vollzogen, dessen Auswirkungen auf die jugendlichen Fischstäbchen-Konsumenten erst noch erforscht werden müssen. Mögen ihnen die Gräte nicht im Halse steckenbleiben!

Emanuel Kuhn



Kiwis Koalas Känguruhs

RAST REISEN Tel. 041-410 40 51
http://www.rastreisen.ch